

(Nachdruck verboten.)

11] Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Und mitten im Lärm erhob Elli ihre dünne Stimme und suchte mit ihrem schrillen Gesang alles zu übertönen. Sie saß auf dem Ladentisch und ließ die Füße baumeln.

„Ja, beim Souper
Erlebt man tolle Sachen —“

Da mußten sie alle lachen. Sie umdrängten das musikalische Genie, liebkosten und bewunderten es.

„Ellichen, nu sing das noch vom Bienenhaus!“

„Ne, det nicht, Ellichen, da is ja jar nischt bei los! Det von „Ernst, Ernst, was Du mir alles lernst!““

„Ne, nel „Mein erster hieß Anton, mein zweiter hieß Fritz!““

„Ach was, das von „Middelbideldi, das Dickerchen!“ Ellichen, na man los, Ellichen!“

Ellichen hier und Ellichen da! Jede wünschte etwas anderes.

Zuletzt stand Elli auf dem Ladentisch, die Hände in die Seiten gestützt, das festgefrorene Lächeln der Chantant-sängerin auf dem schlauen Kindergezicht, wiegte sich in den Hüften und rasselte irgendein Stück ihres Repertoires herunter, bei dem die Zuhörer vor Entzücken freischikten.

Wenn Mutter Reschke ihrem Nesthäkchen Bonbons versprach, dann ließ es sich herbei, den Gesang noch mit Gesten zu begleiten. Dann war es vollends mit aller Fassung vorbei, sie wollten sterben vor Lachen. Nee, war das 'n Kind! Frau Reschke strahlte vor Mutterstolz. Herr Reschke, der zwischen den Mägden herum gestolpert war, bald diese, bald jene unters Rinn gegriffen hatte — er tat's nicht aus Bläsierei, sondern aus Geschäftsrücksichten —, hob schmunzelnd sein talentvolles Töchterchen vom Ladentisch und küßte es zärtlich auf die Stirn. —

Das war die Schule, in welche die beiden Landmädchen gingen.

Auf Mine machte das alles weiter keinen Eindruck — „ne dämlichte Person“ nannte die Berliner Mädchen sie — sie lachte wohl, wenn die andern lachten, aber wenn es gar zu laut im Laden wurde und die schlagfertigen Mäuler nur so die Wibe rissen, wurde es ihr unbehaglich; sie hatte das unsichere Gefühl, als könne so ein Witz auch auf sie gemünzt sein. Dann schlich sie hinaus in die dunkle Küche, wo der Erbsparnis wegen kein Licht brennen durfte, und setzte sich zu Grete, die auf der Eimerbank am Herd hockte und mit ihren matten Augen in die verglimmenden Funken der Asche starrte.

Die beiden Mädchen hielten sich dann umschlungen. Das herumgestoßene Kind, wie durstendes Land dankbar für jeden erlösenden Tropfen, saugte Mines Freundlichkeit mit Bier ein. Grete war schon ganz zufrieden, und ihre ewig traurigen Augen bekamen einen glücklichen Schimmer, wenn sie nur neben der Cousine sitzen durfte. Dann strich sie der mit den mageren Fingern an der Schürze auf und nieder; darin lag ihre ganze stumme, scheue Zärtlichkeit.

Und Mine, die sich wie in einem Wirbel mit herumgerissen fühlte, die nachts, vom Rassel der Wagenräder oben auf der Straße, vom Trappeln der Füße dicht über sich aufgeschreckt, nicht schlafen konnte, an deren Herzen ein Gefühl wie banges Heimweh nagte, kümmerte sich mehr um das stumme Kind, als sie es unter andern Verhältnissen getan haben würde.

Es war am letzten Abend vor Mines Eintritt in ihren Dienst. Drüben der Destillateur hatte sich nun doch bis auf fünfundsiebzig Taler schrauben lassen; das war eigentlich ein schöner Lohn, dafür mußte sie aber die Nebemarken zur Hälfte selber bezahlen. Sie wußte nicht, ob sie sich freuen oder bangen sollte; ihren Korb hatte sie schon heute nachmittag hinüber, auf den ihr bestimmten Gängeboden, geschafft, nun schlief sie zum letzten Mal hier unten im Keller.

Da flüsterte ihr Grete ins Ohr — wenn sie so hauchte

wie jetzt, hatte ihre Sprache nicht das unangenehm Gaumige und Entstellte —: „Minel Minel!“

„Was willst?“

„Ich habe die goldene Heimat jesehen und das lichte Land — komm, laß uns dahin jehn!“

„Was meinst? Wohin? Ich versteh der nich.“

„Dahin,“ sagte Grete ernsthaft und hob das blasse Gesicht, das ein Feuerschein aus dem Herdloch gespenstisch beleuchtete, zu der düstren Decke der Küche. „Weißte nich, wo die goldene Heimat is?“

„Dort an dem schönen Berlentor,
Rein Jesus wartend steht davor.““

„Von was redste denn? Ne, wat is Dich!“ Mine hatte Lust zu lachen, aber eine gewisse Scheu vor Gretes Ernsthaftigkeit hielt sie davon zurück.

„Gaste die jesehn, die in't blaue Kleid mit die schwarze Kiepe? Die, die de Zetteln austrägt? Die hat mer neulich mitgenommen. In die Bahnstraße is't, in'n Hof, in't Hinterhaus! Wenn Du nu fort bist, will ich aber alle Sonntag hinjehn, auch abends in die Woche — hier vermißt mir doch keiner. Da singen se; un jeder kann 'ne Rede halten, wer will. Da rufen se: Halleluja! Un freuen sich un klatschen in die Hände. Oh, ich versteh allens! Da lacht mir keiner aus. Wenn Mutter mir auch hier aus 'n Laden pufft, da kann ich obenan kommen. Da kann ich Offizier werden, wenn Jesus mich rein wäscht!“

„Du bis verrückt,“ plakte Mine heraus.

Das aufgeregte Mädchen drückte ihr krampfhaft die Hand:

„Sage es Jesu, sage es Jesu,
Er ist ein Freund wohl bekannt
Du hast sonst nimmer
Solchen Freund und Bruder,
Sage es Jesu allein!“

„Ne,“ sagte Mine, „nu hör aber uf, nu wird et mer zu toll!“

Aber Grete ließ sie nicht los, mit ihren schwachen Armen umschlang sie die Ungelduldige. „Du sollst nich in die Hölle kommen. Rette, rette Deine Seele!“ Soviel hatte sie noch nie gesprochen. In ihren seltsamen Lauten, sich überhaftend, kaum mehr verständlich vor zitternder Begier, sich jemandem mitzuteilen, erzählte sie der Cousine von ihrer heimlichen Herrlichkeit.

Sie beschrieb ihr den Saal, an dessen Wänden es sich in handhohen Buchstaben auf blutrotem Grunde vor die Augen drängte: „Was ist Dein Ziel — Himmel oder Hölle?“ „Du mußt sterben!“ „Rette Deine Seele!“ „Seil ist da für alle!“ „Jesus liebt Dich!“

Männer und Weiber stimmten da, wie aus einer Kehle schallende Rieder an; sie sangen so im Takt, wie die Soldaten auf dem Marsch, man konnte kaum die Füße ruhig halten.

Seht die Fahne der Heilsarmee
In den Lüften wehn;
Macht euch auf! Ihr sollte die Rechte
Gottes siegen sehn.

„Halleluja, Halleluja!“ Grete sprach das Wort mit einer geheimnisvollen Wichtigkeit, wie eine beschwörende Zauberformel. „Du sollst nich fortjehn, Mine, ohne daß Du 't weißt. Du bist jut zu mir, Du sollst auch dahin kommen!“

„Ne was!“ Mine machte sich unwirsch los; aber als sie nachher im Küchentischbett lag und nicht gleich einschlafen konnte, fiel ihr Gretes Erzählung wieder ein. Sie ärgerte sich über das dumme Mädchen — was sie dem wohl alles vorgegeschwatzt hatten?! Von einer Sternenkronen und einem goldenen Thron, von dem Berlentor und dem Tale des Segens. Wer das glaubtel! Da war es doch vernünftiger, man arbeitete wacker und verdiente tüchtig Geld, dann hatte man es sicher herrlich. Und Mine beschloß, gehörig auf dem Posten zu sein und sich so den Himmel zu bereiten. Wohlgefällig lächelnd schlief sie ein.

Ein dreimaliges Trommeln an der blauadrierten Tür weckte sie bald wieder. War die Trude denn noch nicht zu Hause? Es mußte bald Mitternacht sein. Jetzt hörte sie auf der Straße Trudes Stimme, sie klang etwas ängstlich. „Macht mir auf! Macht mir doch auf!“

Eben wollte Mine aufstehn, als drinnen im guten Zimmer die Bettstatt krachte — ein Gähnen und Schnaufen — die Tante rappelte sich schon auf. Jetzt schlürfte sie durch den Laden nach der Thür.

„Nanu, wo haste Dir denn so lange rumgedreht!“ dröhnte ihre grobe Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Stadtreise.

Von Hans Aarud.

(Schluß.)

III.

Es mochte gegen Mitternacht sein. Der Vollmond schien ruhig und klar über dem Tal, das unter einer ungeheuren Schneedecke lag, die nach dem Tauwetter der letzten Tage wieder fest zusammengefroren war.

Durch all das Weiß schlängelten sich kleine, schmale Wege als dunklere Streifen zu den Höhen empor. Nach vielen Windungen schlüpfte jeder in seinen Hof, froh auf der anderen Seite wieder heraus, noch schmaler als vorher, immer weiter in die Höhe bis zum letzten Häuslerplatz, ja noch weiter, als dünner Streifen, der oben im Wald bei einem Holzstapel oder auf den Wiesen bei einer kleinen, dunklen, offenstehenden Tür einer Heulade endete.

Es war so hell, friedlich und still. Das Auge konnte diese Wege durch das ganze Tal verfolgen, nichts Lebendiges rührte sich, bis das Auge auf den steilen Hügel unterhalb Keristuen fiel. Dort stand ein Gaul und schielte nach rückwärts nach der schweren Ladung und sah nach, ob der Mann, der auf dem hintersten Ende des Schlittens hing, auf dem steilen Hügel nicht absteigen wollte.

Es waren Jens Oppistuen und Blaffen auf dem Heimwege. Jens hing auf dem äußersten Ende der Fuhr und hielt sich gut am Tau fest, womit die Heringsstange auf dem Schlitten verschmürt war.

Auch er starrte Blaffen vorn an, als dieser stehen blieb und rückwärts blickte.

Blaffen, Schelm, was bleibst Du stehn,
Willst wohl den schmeren Berg nicht gehn?
Soll ich mich vielleicht selber mühen?
Jens bleibt sitzen und läßt sich ziehn.

Jens lächelte vor sich hin und nickte Blaffen schelmisch zu, während er den Sang wiederholte.

Blaffen willst Du nicht weitergehn,
Soll'n wir die ganze Nacht hier stehn?
Einen Griff in die Tasche,
Einen Schlud aus der Flasche,
Na warte nur, dann sollst Du sehn!

Blaffen war nicht zufrieden mit dem, was er sah; er legte die Ohren hinten über und zerrte ungeduldig an den Bügeln, und sah fortwährend rückwärts — er kannte Jens, wenn er erst einmal so weit war, daß alles für ihn in Versen ging.

Einen Griff in die Tasche,
Einen Schlud aus der Flasche,
Dann geht es im Lauf
Den Berg hinauf.

Er fing an, nach den Taschen in seinem Mantel zu rapen, konnte sie aber in der unbequemen Stellung, die er auf dem Schlitten einnahm, nicht finden.

Er ließ das Tau los und ließ sich hinuntergleiten. Er blieb auf allen Vieren liegen und mußte erst eine Weile arbeiten, bis er sich so weit herumgedreht hatte, daß er versuchen konnte sich aufzurichten. Mit einer ordentlichen Kraftanstrengung kam er endlich wieder auf die Beine, aber beinahe hätte er gleich wieder das Uebergewicht verloren.

Brr, brr, Jens, willst Du stehen! Nur ruhig Blut!

Auf diesen Augenblick hatte Blaffen gewartet. Kaum war Jens auf den Füßen, so zog er mit einem kräftigen Ruck an, so daß der Schlitten in allen Fugen krachte, und nun ging es munter bergauf.

Brr! Brr! Willst Du stehen, Du Racker!

Jens machte ein paar Sätze hinterher und war so nahe, daß er meinte, er könnte das Gefährt mit den Händen erreichen. Er griff auch mit beiden Händen zu, aber Blaffen ging zu Tisch, und da lag Jens so lang er war auf der Nase, während Blaffen hurtig weitereilte.

Brr! Brr!

Er kam wieder auf alle Vieren und sah aufwärts. Ja, da war Blaffen witten auf dem Berge stehen geblieben und stand da und sah sich um. Jens kam endlich auf die Beine und begann bergan zu kriechen.

Na, immer hübsch vorsichtig, und die Beine nicht verwechseln — so, so — das geht nicht schlecht. Ja, Blaffen, Du bist ein braver Kerl, Du bleibst stehen, Du willst nicht, daß Jens den Berg hinaufkriechen soll — ja, Blaffen seh, bis ich wieder bei Dir bin.

Er griff wieder nach dem Schlitten, aber Blaffen war auf seiner Hut gewesen, und da lag Jens wieder.

Er sah auf:

Holla, Heisa, Hopla, Schelm, Schuft, Dieb, Schurke! Ich kenne Dich, Du Schalk, Du bleibst von selber stehen, wenn Du oben bist; soll ich mir den Mund nach Dir wund schreien. Na, da steht er. Oh, Du brauchst Dich nicht umzudrehen; hier bin ich. Blaffen hatte, als er den Hügel erklommen hatte, wirklich Halt gemacht, und ruhte sich in der langen Zeit, die Jens brauchte, um hinterher zu torleln, gemächlich aus. Als er oben war, torlelte er zu Blaffen hin und streichelte ihm den Hals. Blaffen spitzte die Ohren und sah ganz vergnügt aus.

Ja, Blaffen, Du hast recht. Hörst Du, ich sage, Du hast recht. Du willst, daß man sich seinen Schnaps auch verdienen soll. Und nun habe ich ihn verdient, aber Du hast keinen verdient und darum trinkst Du auch keinen. Jetzt kannst Du sehen und zusehen wie ich trinke.

Er lehnte sich an Blaffen und suchte in seinen Taschen. Endlich fand er die Flasche. Sie war ohne Kork und leer; sei es, daß er sie geleert hatte, oder daß er es vergessen hatte, den Kork darauf zu setzen, so daß sie sich selber entleert hatte.

Er merkte es nicht gleich.

Ha, ha, ha, siehst Du sie.

Er setzte sie an den Mund.

Seh, lächst Du mich aus, Blaffen? Du glaubst wohl, ich hätte nichts mehr?

Ist auch die Flasche leer,
Hab' ich im Fäßchen mehr,
Nach' mich gleich drüber her.

Er erklomm wieder seinen Sitz auf der Ladung und machte sich daran, die Stride zu lösen. Nach vieler Mühe glückte es ihm endlich, den Sack mit dem Fäßchen herborzuholen. Aber schwieriger war es schon, die Oeffnung zu finden. Er drehte und wendete und schüttelte ihn.

Willst Du heraus
Aus Deinem Haus;
Ich weiß, Du bist voll, und die Flasche ist leer.
Komm, mein Freundchen, komm zu mir her.

Und es kam auch, das Fäßchen; er hatte den Sack schließlich am verkehrten Ende erwischt und das Fäßchen herausgeschüttelt. Aber es kam anders, als Jens erwartet hatte. Es fiel über die Begleiter heraus auf die harte Schneedecke und fauste als dunkler Streifen den Keristuader hinunter, machte weit unten einen gewaltigen Sah und fuhr wie ein wildes Tier in das Gehölz unten in der Ebene.

Jens sah einen Augenblick sprachlos da, dann nickte er ihm nach:

Lebwohl, mein Freund,
Auf Wiedersehn!

Kurze Zeit darauf erhob sich ein großer Lärm im Stall auf Keristuen. Es war Jens, der sich trotz aller Hindernisse im Dunkeln vorwärts tastete, um Fredrik, den Knecht zu finden, und ihn zu veranlassen, nach dem Fäßchen zu suchen.

Wenn er es glücklich nach Hause zu Jens brächte, so sollte es ein Gefolge geben, wie er es noch nie erlebt hätte, ja vielleicht sollte er sogar um seine Tochter freien dürfen.

Fredrik brauchte nicht viel Zeit, um in seine Hofen zu kommen; er wußte, es gab bei Jens kein Aufhören, ehe nicht das Fäßchen den Boden zum Himmel wandte, und da wollte er gern dabei sein; so schnell wie möglich eilte er den schneebedeckten Abhang hinunter.

Jens wollte mit seiner Fuhr inzwischen langsam weiter-trotten, — er vergaß die Ladung wieder zu verschmüren.

Es ging weiter bergan, und es kam, wie es kommen mußte. Als Fredrik mit dem Fäßchen in einem Sack nachkam, fand er auf dem Wege erst einen Sah Guseifen, dann einen Rangen, und schließlich nahe bei den Häusern von Per Sletten einen großen Zuderhut.

Er sammelte alles auf, steckte es in den Sack und eilte weiter. Als er in Sletten um die Hausede bog, sah er das letzte Ende des Schlittens drüben beim Kuhstall, und er wollte gerade rufen, Jens solle sich in acht nehmen und anhalten, als er ein lautes Krachen hörte. Rasch lief er herzu. Da lagen das Heringsfah und Jens beide auf Per Sletten's Misthaufen. Per hatte Dünger gefahren, und der Weg war schiefl.

Jens schlug mit der Faust gegen das Fah.

Na, ich kam, Gott sei Dank, obendrauf.

Wie kam das? rief Fredrik.

Es kam blitzschnell, heisa Junge!

Fredrik half ihm auf.

Ja, was sollen wir nun machen?

Wir können das Fah doch nicht hier liegen lassen.

Sollen wir es nicht da liegen lassen! Liegt es vielleicht nicht gut dal Selte ich etwa so wenig im Dorfe, daß man mir nicht für ein Heringsfah Unterkunft gewähren könnte?

Ja, aber wäre es nicht das beste, wir weckten Per und ließen uns von ihm helfen.

Den Schleider! Nein, wir haben unseren Freund mit uns; hei, jetzt fahren wir wie die Fürsten! Steig auf!

Er wollte keinen Einwand hören, und Fredrik machte sich daran, das Wenige, was noch übrig war, wieder fest zu schmüren. Aber Per Sletten hatte auf der Lauer gelegen, wie er immer tat, wenn Jens auf einer Reise in die Stadt war; er wollte gern

bei dem Gelage hinterher dabei sein, und plötzlich stand er, vollständig angekleidet, beide Hände in den Hosentaschen, da.

Was macht ihr da, Jungens? Sein Auge fiel auf das Fäß. Wahrhaftig, jetzt wird es fruchtbar auf Sletten, wenn die Heringsfässer schon auf dem Wirthshaus wachsen.

Es endete damit, daß das Fäßchen liegen blieb, und daß alle drei in Oppistuen vorgefahren kamen.

Als sie in den Hof gekommen waren, wurde Jens zaghafter; er wollte durchaus nicht hineingehen, ehe die anderen damit fertig waren, Klaffen in den Stall zu bringen, und er wollte auch das Fäßchen nicht tragen; er gab Fredrik Order, es in die Kammer zu bringen.

Er ließ Fredrik und Per in der Kammer draußen und ging selber in die Stube, wo Jensine lag:

Bist Du wach, Jensine?

Ja.

Ich habe das seidene Tuch für Dich nicht vergessen, aber ich weiß nicht, wo ich es habe.

Es hat keine Eile.

Um, ich hatte unterwegs etwas verloren, und da habe ich Fredrik einen Dokter versprochen; willst Du uns nicht ein bißchen Wasser heiß machen?

Jensine biß sich auf die Lippen; dann richtete sie sich im Bett auf:

Oja, Desto eher ist es zu Ende.

Ja, ich weiß, daß Du es nicht gern hast, Jensine. Aber es lieh sich nicht umgehen. Opstad und Per Sletten sind schuld daran; aber es soll das letzte Mal sein.

Ja, das lenne ich.

Jens war ganz Heinlaut, als er zu seinen Gästen in die Kammer hinauskam.

Jensine bereitete heißes Wasser und brachte es ihnen heraus. Der Morgen war schon angebrochen, es lohnte sich nicht, sich noch einmal hinzulegen; sie hängte den Kaffeekessel übers Feuer und blieb auf der Herdplatte sitzen; sie wußte ja auch, daß sie nicht viel Ruhe haben würde.

Im Anfang war es einigermaßen still in der Kammer nebenan; sie sprachen nur mit gedämpfter Stimme. Aber allmählich wurden sie lauter und man vernahm ab und zu einen Schlag auf den Tisch.

Jensine saß und hörte, wie sie anfangen von ihr zu sprechen, und sie hörte es auch deutlich Per Sletten's Stimme an, daß er aufgeleget war, Jens zu necken.

Per schlug auf den Tisch:

Ja, ich sage, was ich immer gesagt habe. Ein so tüchtiges Mädchen, wie Deine Tochter, gibt es nicht auf jedem Höfe.

Rein, auch Jens beschwor sich, ihresgleichen gäbe es im ganzen Dorfe nicht.

Um, es ist schwer zu sagen, wem sie gleicht. Sie ist aus einem anderen Stoffe als Du.

Als ich? Rein, kommt mir nicht damit!

Ja, sie hat die Bügel. Du darfst nicht müßten.

Ich darf nicht müßten? Ich bin Herr in meinem Hause, das werde ich Dir und Jensine beweisen.

Ja beweisen, Du wagst Dir ja nicht einmal ein Fäßchen Branntwein zu kaufen, ohne sie zu fragen.

Ich wage nicht? Und das behauptest Du? Ich wage nicht; wenn Du willst, werfe ich sie augenblicklich aus dem Hause.

Rein, nein, sprich nicht so. Ich meinte nichts weiter damit.

Ich weiß ja, Jensine ist gut und fügsam, und tut alles, was Du willst, und ist einverstanden mit allem, was Du tust.

Einderstanden? sagst Du. Nein, sie ist bei Gott nicht einderstanden. Sie reizt mich, sie geht herum und sagt kein Wort; sie kann einen Stein in Rut bringen. Sie tut, als kümmerte sie sich um nichts, und doch kriegt sie alles nach ihrem Willen.

Ja, es nützt nichts darüber zu reden, Jens; wenn einer erst angefangen hat, wie Du, unter den Pantoffel zu kommen, so ist es vorbei. Da ist nichts zu machen.

Nichts zu machen? Sagtest Du, nichts zu machen? Sie soll heraus, jawohl, die Minute soll sie heraus.

Ach, das wagst Du nicht!

Sie soll heraus, sage ich, augenblicklich; kommt, Ihr werdet sehen!

Er stand auf und stürzte in die Stube.

Da gab es ihm einen Ruck, dort stand Jensine hoch aufgerichtet und sicher mitten in der Stube und sah ihn an; er blieb stehen und kam nicht vom Fleck.

In diesem Augenblick schlug die große Wanduhr sechs.

Willst Du still sein, Kader! Ja, jetzt sollst Du heraus.

Er packte die große Uhr, trug sie heraus und warf sie die Treppe hinunter, daß die Stüden herumflogen. Die beiden anderen waren nachgekommen und sahen zu.

Im selben Augenblick kam auch Jensine heraus, mit dem Fäßchen unterm Arm.

Jetzt will ich auch mein Vergnügen haben. Kommt her und seht.

Sie folgten ihr, als müßte es so sein, und keiner sagte ein Wort. Sie führte sie hinter den Stall, wo es den Berg hinunterging. Dort schleuderte sie das Fäßchen herab.

Sie sahen alle, wie es hinunterflog, bis es gegen einen Birkenstamm fuhr und in tausend Stücke zerprang.

So, das habe ich jetzt wohl zum letzten Mal gesehen! Geh hinein, Vater, und leg Dich schlafen, und Ihr andern macht, daß Ihr fortkommt, ein bißchen schneller als sonst.

Sie trösteten sich alle ebenso still wie sie gekommen waren, Keiner sagte ein Wort.

Roßschweife und Pfauenfedern, Schwarze Adler und Gelbe Jacken.

Von Heinrich Behner.

Alle Titel und Würden gelten nur bis an den Rand des Grabes. Die Philosophie vom zureichenden Grunde hat durch zahlreiche Ueberlegungen sehr genau ermittelt, daß weder im Himmel noch in der Hölle Unterscheidungen dieser Art gemacht werden. Die Seligen und die Verdammten begrüßen einander nicht unter Benutzung von Titeln, etwa als Professor Arhimedes, Baron Ossian, Kommerzienrat Laban, Branddirektor Herostrot, Eminenz Petrus usw.; im Gegenteil ist oben (und unten) Fürst Bismard nichts als Bismard, von Menzel bloß Menzel und Louis XV. einfach Louis. Daß es im Himmel und in der Hölle auch keine Ordensauszeichnungen gibt, entnehmen die Kasuisten besonders aus dem Umstande, daß jedes während der Ehe zur Welt kommende männliche Kind einer preussischen Königin vom ersten Atemzuge an Ritter des Schwarzen Adlerordens ist; — wenn es nun kurz nach der Geburt stirbt und also gar nicht reiten kann, wird es im Himmel usw. keinesfalls als Ritter behandelt nach dem Rechtsgrundsatz: ubi factum requiritur, verba non sufficiunt (wo eine That erfordert wird, genügen Worte nicht), der aus dem Ulpianus übernommen ist. Das ganze ist betrüblich genug, meinen viele. Sie mögen sich aber trösten, es gibt eine Menge Leute, die nichts von derlei Dingen halten. Ich selbst zum Beispiel bin charakterisiert als wirklicher antarktischer Geheimrat und u. a. Besizer des Kommandeurkreuzes vom alten Rukhäger am Bunde um den Leib zu tragen, und mache democh sogar schon hier auf der Erde niemals Gebrauch von meinen Auszeichnungen.

Zu verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Charakteren wurde Titeln und Auszeichnungen nicht immer die gleiche Wertschätzung entgegengebracht. Zu manden Jahrhunderten gab man weit weniger darauf, als beispielsweise gerade heutzutage. Es richtet sich eben alles nach dem Angebot. Doch glücklicherweise geht unter uns jetzt schon wieder eine so große Menge von Würdenträgern einher, daß deren Hochschätzung merklich im Abnehmen begriffen ist, ja daß es schon in manden Staaten, beispielsweise in Preußen, als Beleidigung empfunden wird, wenn man einem Vater sagt, sein Junge habe Anlage zum Geheimrat. Es ist auch ganz klar, daß mit dem Häufigerwerden der Graduierung und Nobilitierung der mittlere Bildungsstand der Völker, selbst in Europa, nicht steigen kann. Sonst brauchte man ja nur einfach jeden zum Doktor oder Baron zu ernennen. Wenn man viel graduiert oder nobilitiert, kommt der ganz ungewollte Effekt heraus, daß z. B. die Gilde der Henochsen, für die derartige Futter am lechersten ist, bald vollzählig mit einem Titel herumläuft, was viel aufstößiger wirkt, als wenn es lauter einfache Henochsen gibt.

Bei Gelegenheit der Ernennung des 80 000 sten Ritters vom Schwarzen Adler, des Grafen Reppelin, der Erhebung Schmollers in den Adelsstand und des Austausches des gelben Hemdchens gegen eine gelbe Jade bei dem ganz neuen Babylaisier von China in Asien habe ich etliche wahre und verbürgte geschichtliche Anekdoten zusammengetragen, aus denen man ersehen kann, wie einzelne dem Orden- und Titelregen besonders stark ausgelegte Menschen solchen Sachen resp. aus dem Wege oder in den Weg liefen.

Ein Landsmann des zu allererst aus der Ordensbäderei gekommenen lustschiffenden Grafen, des größten Deutschen der letzten sechs Monate im 20. Jahrhundert, wird gern den Reigen beginnen. Ludwig Uhlant war weder entzündet noch dankbar, als ihm die Preußen einst ihren Verdienstorden verleihen wollten. Er wies das zugedachte Geschenk schneide zurück; es war ihm von den nämlichen Preußen angeboten, die ihn der besseren Sicherheit halber auch noch in das (1858 erschienene) „Schwarze Buch“ als „gefährlichen Demokraten“ eingeschrieben hatten. Schlecht ist so ein Biß nicht, aber doch ein wenig arg-preußisch. — Der französische Nationaldichter Veranger nahm das ihm zugedachte Kreuz der Ehrenlegion ebenfalls nicht an; auch seine Muse flog zu hoch, als daß sie einen Allerweltspiepmach hätte beachten mögen. — Originell ist das Verhalten des Malers und Karlsruher Galerieleiters Lessing, des Großneffen von Gotthold Ephraim, der vom Könige Friedrich Wilhelm IV. den hohen Orden pour le mérite zugelobt bekommen hatte. Er packte den unversehrt zugeflogenen Vogel sorgfältig in irgend eine Schachtel und dachte nicht im geringsten mehr an den Besiz, bis ihn irgendwann einmal ein Besucher daran erinnerte und das Schmuckstück sehen wollte. Die Ehegattin fand schließlich das Kästchen auch, und Lessing war nun ganz entzündet — von dem dazu gehörigen schönen, dicken, schwarzen Seidenbände. „Davon möchte ich eine Weste haben!“ rief er aus. Weiter reichten seine Wünsche nicht.

Gleich einfachen Sinnes war Manzoni, der berühmte italienische Dichter. Er entstammte einem gräflichen Geschlechte, unterließ es aber gesittentlich, beim Wechsel der Regierung diesen Umstand verbrieften zu lassen, und äußerte unter anderem einmal: „Ich

möchte alle jene Kanakken, die mich Graf nennen, auf der Galeere angeknüpft sehen, denn sie beweisen dadurch, daß sie meine Werte nicht gelesen haben. Ich bin kein Graf und nicht von Adel. — Selbstbewußt und natürlich wirkt es, wenn man hört, wie sich der hervorragende General des dreißigjährigen Krieges, Spord, betrug, nachdem man ihn in den Grafenstand erhoben hatte: er unterzeichnete von da an seine Schriftstücke mit „Johann Spord, Graf“, und begründete das mit der Behauptung: „ich war eher Spord wie Graf“. — Talma, der französische große Tragöde, erwiderte seinem kaiserlichen Gönner Napoleon I., der ihm eine Auszeichnung oder einen Titel zugebacht hatte, ablehnend: „Sire, ich bedarf dessen nicht; mein Name entschädigt mich für alles andere“. — Nicht ohne Gegenwert, sondern vermittelt eines kleinen Lausgeschicktes kam Graf Rosoptschin um die ihm vom Kaiser zugebachte Fürstung herum, indem er diese Würde dem mehr danach geizenden Landesherolde überließ, der ihm dafür als Entgelt einen schönen Zobelpelz herausgeben mußte.

Wie man weiß, kann man sich die Baronisierung oder ein Sternlein auch kaufen, was zu seiner Zeit besonders schwer erklinglich und nach den Erzählungen des ehemaligen bayerischen Heroldes Karl Ritter von Lang (des einst hochgeschätzten Humorkisten) um 1800 herum in Bayern von ganz ausnehmender Wohlthatigkeit war. In jener Zeit, zu welcher man (wie heute noch in Oesterreich) fast einen jeden anständigen Koch mit „Herr Baron“ titulierte, mußten sich Tausende ihren angebliehen Adel frisch verbrieft lassen, weil der Staat Geld brauchte, wobei oft die unglaublichsten Beweisstücke vorgebracht wurden. Der bayerische Oberjustizrat Hornthal, Hamburger Israeliten Kind, nahm mit Erfolg als Zeugnis für seinen Adel ein Priestertum in Anspruch, das ihm einmal aus der königlichen Kanzlei zugegangen war und auf dem er „von Hornthal“ genannt wurde. Ein anderer, dessen Name von Lang leider aus zarter Rücksicht verschwiegen wird, legte dem Herold als einzigen Beweis für seine Baronenschaft eine noch dazu unquittierte Schneiderrechnung vor, auf der geschrieben stand: „Seiner Hochfreiherrlichen Gnaden die alten Kleider ausgebessert wie folgt“ usw. Die damalige bayerische Tazze für die Verbriefung angebliehen bestehenden Adels betrug für die niederen Grade 15, für Freiherren 50, für Grafen 100, für Fürsten 300 Gulden; die Tazze für den Kauf eines neuen Adelsstüls war entsprechend 600, 1200, 2500 und 12 000 Gulden. Die heutigen Preise rechts und links der Elbe und der Donau sind beinahe sämtlich schwanzend und richten sich zumeist nach der Bedürftigkeit des Vermittlers. — Wenige denken wie der alte Rothschild, der damals noch Ghettobewohner, das Geld höher als den Titel schätzte und seine hervorragend materialistische Denkart in einem 1804 an einem heftigen Minister geschriebenen Briefe verrät: „Seien Sie gesichert, wer behält mein Geld, der halset mir meine Ehre, und meine Ehre ist mein Leben, und wer mir mein Geld nicht zahlt, der nehm mir meine Ehre. Mein Geld steht mir höher als die Ehre und das Leben.“ Dieser Stammvater der Frankfurter Finanzlanklerfamilie hätte sich freilich niemals einen Orden oder einen Titel gekauft. Freilich auf den Bisitenkarten seiner in Deutschland lebenden Nachkommen liest man: Monsieur le Baron et Madame la Baronne (So!) Guillaume de Rothschild; dies sind dieselben, die einstens, als ein Frankfurter Bankier namens Erlanger den Adel erkaufte, um diesen zu ärgern, ihren Handlungskommiss Goldschmidt ebenfalls adeln ließen. Noblesse oblige.

Ganz anderer Gesinnung war der zur Zeit der Julirevolution in Frankreich sehr bekannte und wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung noch anderwärts geschätzte Bibliograph Joseph Maria Querard; auch er wollte absolut eine Auszeichnung haben, aber gratis. Während 35 Jahre, bis zu seinem Tode, versuchte er bei jedem vorkommenden Ministerwechsel den Orden der Ehrenlegion zu erwirken, und immerfort vergeblich. Offenkundig waren die maßgebenden Leute durch solche Hanswurfsliede derart belustigt, daß sie den Scherz nicht vorzeitig beendigen mochten. — Ein gelungener Heiliger im Staate der Ordensluchtigen ist der französische General Trochu gewesen. Dessenlich tabelte er wiederholt und aufs schärfste den Ordenslucher der Franzosen; aber während seiner nur fünf Monate währenden Präsidentschaft bei der Nationalverteidigung 1870 verteilte er nicht weniger als 1171 Kreuze der Ehrenlegion, darunter 7 Großkreuze, 11 Großoffizierkreuze und 27 Kommandeurabzeichen! — Sollte er über die Erden, den „Spott der Großen“, vielleicht so gedacht haben wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen? Dieser brauchte Geld; deshalb verkaufte er seine Auszeichnungen, worunter sich für jeden etwas und für die ganz Frugalen der sehr billige Orden „de la Générosité“ fand. Jedesmal, wenn der König ein derartiges Geschäft gemacht hatte, notierte er es in seinem Kalender mit den Worten: „Heute wieder einen Hasen gefangen.“

Die Wohlfeilheit des päpstlichen Ordens „Zum goldenen Sporn“ machte sich der als Schriftsteller bekannte loburgische Minister v. Thimmel schlau zunutze. Er erwarb ihn dugendweise das Stück zu 6 Dukaten und löste mit diesem billigen Spielzeuge („Bauernblender“ nennen heute die Wissenden jeden Orden, vornehmlich die oben am Hals hängenden!) bei allen, die beschränkt genug waren, höchst bequem Verpflichtungen aller Art ab.

Welche halb oder ganz lächerlichen, bedeutungslosen Anlässe zuweilen den Grund zum Ordenmachen abgeben, kennt man aus der Geschichte des Hohenbandordens, der daher rühren soll, daß ein englisches Königsleibchen auf einem Hofballe das Strumpfband

verlor, welches ihr gekrönter Kaireffeur Eduard III. mit einem artigen Sprüchlein aufhob und hurtig wieder an seinen Platz brachte. Ja, ja; honny soit qui mal y pense („Schande dem, der schlechtes dabei denkt“, lautet der Wahlspruch dieses Ordens). — Ein besseres Gebrauchsstück, ebenfalls ein Orden in seiner Art und dem englischen Maitressenbändchen auf alle Fälle in einer sehr drastischen Wirkung weit überlegen, war das seinerzeit in den Händen des Papstes Alexander VI. befindliche angebliche Strumpfband der Mutter Gottes. Dieser Wibling von Kirchenfürst verehrte es einst seiner Konkubine, der Ehefrau des Herrn Banozza, und stattete das Geschenk mit der wichtigen Ablaßklärung aus, jede Frau oder Jungfrau, solange sie das Band angelegt trage, bleibe von aller Fleischesschuld befreit, betreffe die Sünde und Heiden, Mönche oder Kezer. — Das wertvolle Band ist leider damals verschollen. Daß es die königin Isabella von Spanien noch in Benutzung gehabt habe, ist eine unerwiesene Behauptung.

Was man vom Baikalsee erzählt, daß er nämlich jedesmal wild werde und tobe, wenn ihn die unwohnenden Burjäten unvorsichtig nur als See und nicht, wie es sich angebliehen gebührt, als Meer titulieren, braucht man nicht zu glauben, denn es handelt sich bei ihm nur um ein unvernünftiges Wasser, nicht um einen vernünftigen Menschen. Dagegen ist wiederum verbürgt, daß der römische Kaiser Caligula einst ein kaiserliches Roth, also doch ein Tier, in den Adelsstand erhoben und ihm alle Ehren eines Tribunen zu erzeigen befohlen hat. — freilich ist ein Pferd nach der Behauptung des amerikanischen Züchters John Rarey, der durch die Dressur seiner vierbeinigen Jöglinge ein Vermögen von einigen Millionen Dollar erworben hatte, „sozusagen ebenfalls ein Mensch“. — Ganz die gegenteilige Auffassung, sublimste Absonderung leuchtet bei Philipp II. von Spanien hindurch, wenn er, in Verlegenheit um Perücken, nur solche für ihn anzufertigen befiehlt, die ausschließlich aus adligen Haaren verfertigt sind. Wo berühren sich hier die Gegensätze?

Verständlicher als diese Streiche wird besonders je nach der Höhe der damit verbundenen Dotationen und der Besitzlosigkeit des Empfängers die Annahme von Erbämtern und Erbwürden durch vornehme „Arme“ erscheinen. Hier mag man es verständnisvoll registrieren, daß z. B. der damals noch bedürftige Bülow als Reichskanzler Domherr von Brandenburg geworden ist, mit welcher Würde sehr hübsche Revenüen verbunden sind. — So klug der hierbei recht verdienstvolle Staatsmann in dieser Beziehung vorkommt, so lächerlich wirkt wiederum die Nachricht über den ehemaligen Würzburger Bischof Grafen Schönborn, von dem man vernehmen konnte, er sei Inhaber eines österreichischen Infanterieregiments gewesen, denn hier ist ein leerer Titel ohne jeden Sinn vergeben worden. Ueber Anwendungen von hohler Grandezza dieser Art empfindet man ungefähr das nämliche Behagen wie über jemand, der bei der Verleihung des Roten Adlerordens mit der Krone am Ringe über dem Kreuz aus dem Häuschen gerät, oder über die Tatsache, daß der birmanische Herrscher von Ava und Mandalay in seinen langen königlichen Titel noch die Bezeichnung aufnahm „Herr der 24 weißen Sonnenschirme“, nachdem ihm nämlich der chinesische Kollege das Geschenk von zwei Dugend der immerhin ganz nützlichen Gebrauchsartikel übersandt hatte.

Solche gewichtigen Titel- und Ordensfragen erinnern an die Begebenheit, daß Ferdinand II. im Jahre 1642 die heilige Jungfrau Maria zur Generalissima des kaiserlich österreichischen Heeres ernannte, ferner an das bemerkenswerte Ereignis des Jahres 1864, als der Ehemahl der Mutter Gottes, der heilige Joseph, durch den Kurfürsten Ferdinand Maria in aller Form zum Ober-Landburggrafen und Landesverweser in Bayern ernannt worden ist!

Die Beweggründe der Titel- und Ordensluchtigen, Eitelkeit, Rastengeist und Dummstolz, leuchten sehr hübsch aus der Reglementierung des Grühens hervor, mit welcher der dänische, 1864 bei Düppel gefallene General du Plat 1850 die deutschen Bewohner dänischer Provinzen „bei Mordung strengster Bestrafung“ bedachte, indem er befahl, jeden dänischen Offizier „durch Gutabziehen bis zur Lende“ und jeden gemeinen Soldaten „durch freundliches Kopfnicken“ zu grühen. — Die im Jahre 1908 bei der deutschen Marine eingeführte Reglementierung des Hurrahdreieis ist nicht mit dem du Plat'schen Befehle gleichzustellen; sie ist eine selbständige Leistung.

Gleichfalls den Ordensluchtigen zuzuzählen dürfte der noch zum Schluß zu erwähnende, 1873 in Paris gestorbene Sonderling Fémorus sein, der mit großem Erfolge die Verfertigung von Naturpielen betrieb und endlich, um Aufsehen zu erregen, aus sich selbst ein lebendes Wundergebilde fabrizieren wollte: er nähte sich in die aufgeschlitzte Kopfhaut den ausnehmend tiefen Stamm eines frisch getödeten Godelhahns; der feuerrote Bierat sollte dort einheilen, was aber mißlang. Fémorus starb an Blutvergiftung. — Wenn das Experiment der dauerhaften Anbringung solcher fünf- bis neunzinkigen natürlichen Krönllein, mit denen man baden und schlafen gehen könnte, doch leicht und sicher gelänge! — ach, meine Herren Kollegen, gebente und gegraste Geheimräte und Erzellenzen, um wie viel wertvoller wäre es doch, wenn derartige ange w a c h s e n e Rangabzeichen eingeführt werden könnten, als wenn man uns noch weiterhin Halsbänder umschnallt wie einem Pudel, mit Pferdehaaren und Messingplättchen verziert und — abnehmbar.